

Predigt am 28./29.12. 2002 (Sonntag der Heiligen Familie) – Lk 2,22-40 (Lj.B)

Eine junge Frau namens Luz, zwanzig Jahre alt, macht sich auf die Suche nach ihren unbekannten Eltern. Sie findet immerhin ihren leiblichen Vater, den jedoch die Situation völlig überfordert. Die Mutter ist schon lange tot. Eine heile Familie findet sie nicht.

Diese Geschichte erzählt die argentinische Schriftstellerin **Elas Osorio** in ihrem Buch „**Luz, nach zwanzig Jahren**“. Das Buch ist ein Roman und doch keine reine Erfindung. Zur Zeit der argentinischen Militärdiktatur Ende der siebziger Jahre hat man Frauen, die als politische Gefangene interniert waren, die neugeborenen Kinder weggenommen und sie regimetreuen Familien übergeben, oft Angehörige des Militärs. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich die tiefe Verunsicherung dieser Kinder vorzustellen, wenn eines Tages die Wahrheit ans Licht kam: Die Menschen, bei denen sie groß geworden sind, waren gar nicht die leiblichen Eltern. Die Eltern, denen man sie weggenommen hat, blieben oft unauffindbar. Leicht lässt sich ausmalen, wie das wohl wäre für einen jeden von uns: Nicht zu wissen, woher man kommt, von wem man abstammt; keine Antwort geben zu können auf die Frage: „Wohin gehörst Du?“

Eine Antwort auf diese Frage kann lebenswichtig sein. Natürlich lässt sich auch bei uns nicht alles mit Herkunft und Elternhaus erklären. Aber es sind doch meine Wurzeln, und vieles an mir wird verständlicher, wenn ich weiß - und wenn auch die anderen wissen dürfen -, wohin ich gehöre.

Das heutige Fest der Heiligen Familie, liebe Gemeinde, hat einiges mit dieser Frage zu tun, mit der verständlichen Neugier, etwas über die menschliche Herkunft Jesu zu erfahren. Die Auskunft des Neuen Testaments ist jedoch eher spärlich. Umso mehr hat fromme Phantasie immer wieder versucht, diese Lücke auszufüllen, und sich ausgemalt, wie es gewesen sein könnte. Das Mittelalter zeigte Bilder der sogenannten „Sippe Jesu“. Angeregt von den sog. apokryphen Schriften und erbaulichen Traktaten entstanden Gemälde mit einer Fülle von Personen: Die Base Elisabeth mit dem Knaben Johannes, natürlich Maria und Josef mit dem Jesuskind, meistens mit der Mutter Anna (Marias Mutter) als Familienoberhaupt und umgeben von einer großen Schar Verwandten. Die Heilige Familie galt im Mittelalter als großer Sippenverband, so wie die Großfamilien damals eben aussahen. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts (1921) wurde das heutige Fest der Heiligen Familie eingeführt, jetzt aber reduziert auf die drei Personen: Jesus, Maria und Josef. Mittlerweile war ja die Kleinfamilie (freilich nicht im heutigen Sinne mit höchstens zwei Kindern) zum Normalfall geworden.

Wie würden wir heute wohl das Bild der Heiligen Familie malen? Wohl kaum als großen Sippenverband, aber auch nicht als idyllische und biedere Handwerker-Familie in Nazareth, wie das 19. Jahrhundert sie porträtiert und in die Schlafzimmer gehängt hat. Wir würden uns die Heilige Familie vermutlich auch zeitgemäß vorstellen - als partnerschaftliche Familie mit einer selbstbewußten Maria, einem einfühlsamen Josef - und vielleicht mit einigen Geschwistern (!) um Jesus herum, wozu uns ja tatsächlich gewisse Bemerkungen in den Evangelien berechtigen würde: „*Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit Dir reden*“, sagen eines Tages die Leute zu Jesus. Aber auch wir kämen um die brüskierende Auskunft nicht herum, die Jesus an dieser Stelle im Matthäus-Evangelium gibt: „*Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er streckte die Hand über seine Jünger aus und sprach: ...Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter*“ (Mt 12,46-50)

Man hat deshalb gerne und mit einigem Recht von „*der seltsamen Familienferne Jesu*“ (**Maria Jepsen**) gesprochen. Jesus selber hat jedenfalls weder eine Familie gegründet – er

war nicht verheiratet und hatte keine Kinder - , noch hätte er eine Familie versorgen können, da er keinem geldbringenden Beruf nachging. Und auf die Frage nach seiner Herkunft verweist er immer wieder auf seinen Vater im Himmel. Und doch: Nach allem was uns das Evangelium wissen läßt, scheute er weder Arbeit, noch war er abweisend gegenüber Frauen oder ungeschickt gegenüber Kindern. Vielmehr hat ihm seine – für damalige Verhältnisse völlig unübliche – ehelose Lebensweise einen wachen Blick geschenkt für alle, die aus dem Modell einer heilen Familie herausgefallen waren: Die Witwen und Waisen; die als öffentliche Sünderinnen verfeimten Frauen; die aus ihrem Familien- und Sippenverband ausgestoßenen Aussätzigen, aber auch die Fremden, die von ihrer Familie getrennt waren. **Wichtiger als Familienbande war für Jesus ganz offenkundig das, was er „Reich Gottes“ genannt hat.** Wichtiger als Familienrücksichten war für Jesus die Frage, wer hier und jetzt Hilfe und Nähe braucht. Wichtiger als die Herkunft aus der eigenen Familie war für ihn unser aller Herkunft aus Gott.

Vielleicht enttäuscht uns dieser Befund. Aber die ganze Lebensweise Jesu hat etwas erfrischend Solidarisches mit allen, die es schwer haben mit ihrer Familie und ihrer Herkunft: Den Kindern, denen – wie in Argentinien – ein Staat oder der Tod die Eltern geraubt hat; niemand kann ihnen zurückgeben, was ihnen unwiederbringlich genommen wurde. Aber vielleicht finden sie einen Weg zum Vater im Himmel, den Jesus verkündet hat, und den ihnen niemand rauben kann. Aber auch für viele Erwachsene mit ganz undramatischen Familiengeschichten sind Erinnerungen an die eigenen Eltern oft genug mit Mangel und Schmerz verbunden – und sei es nur die lebenslange Sehnsucht nach den idealen Eltern, die jeder in sich trägt, und doch keinem erfüllt wird. Wir alle, sofern wir Kinder haben, sind alles andere als „himmlische“ Väter, sondern ganz irdische Väter und Mütter. Mit Jesus an den „Vater im Himmel“ zu glauben, könnte uns allen helfen, nachsichtiger und geduldiger miteinander umgehen: Kinder mit ihren Eltern und Eltern mit ihren Kindern.

Kurzum: So wenig wir auch über die Kindheit Jesu und das Familienleben in Nazareth erfahren, eines verrät uns das eben gehörte Evangelium dann doch. Es erzählt von tiefgläubigen Menschen, denen das Kind Jesus begegnet ist: Simeon, der alte Mann, dessen Leben aus einer einzigen großen Hoffnung besteht. Die Witwe Hanna, die als Prophetin im Tempel lebt und ihr Leben Gott geweiht hat. Und natürlich Maria und Josef: Obwohl sie arm waren, nahmen sie die Reise nach Jerusalem auf sich, um zu tun, was die „Thora“, die „Weisung“ Gottes, ihnen zu tun aufgetragen hatte. Aus diesen und anderen Geschichten der Bibel ist zwar kaum die zeitlos gültige Idealfamilie zu gewinnen. Aber, was ich unseren Kindern wünsche, ist, daß auch sie von gläubigen Menschen umgeben sind, die ihnen vorleben, was es heißt, Gott zum Vater, Jesus als Bruder und Maria als Schwester im Glauben zu haben. Das ist die beste Voraussetzung dafür, die eigene Familie hochzuschätzen, aber auch eines Tages danach zu fragen, was über die Familie hinaus Gottes Wille ist und wo mein Platz ist in der Familie der Kinder Gottes.

J. Mohr, St.Raphael HD